

KÖLN:

Was möglich ist

Darf eine jüdische Atheistin ihr Herz an eine katholische Kirche verlieren? Lily Brett bekommt weiche Knie in Köln.

© Rolf Vennenbernd/dpa



Die katholische Kirche St. Agnes in Köln

Auf eine irrwitzige und völlig unvorhersehbare Weise habe ich mich in Köln unsterblich verliebt. Es war die Art von Verlieben, die einem Herzklopfen bereitet. Die Art von Verlieben, die das Blut in den Adern prickeln lässt. Die Art von Verlieben, die einen grundlos zum Lächeln bringt.

Es war im Mai 2006. Ich war damals glücklich verheiratet, aber das tat nichts zur Sache. Mein Ehemann ist ein sehr vernünftiger Mensch. Und er glaubt von jeher an die Liebe.

Köln ist nicht unbedingt eine Stadt, in der man damit rechnet, sich Hals über Kopf zu verlieben. Es ist eine schöne Stadt, aber es besitzt weder die Dramatik noch die Romantik einer Stadt wie Paris oder Havanna. Und doch habe ich mich in Köln verliebt. Ich habe mich in eine Kirche verliebt. Eine katholische Kirche. Eine Kirche namens Sankt Agnes.

Sankt Agnes ist die zweitgrößte Kirche Kölns. Nur der weltberühmte Kölner Dom ist größer. Sankt Agnes ist eine verhältnismäßig unspektakuläre Kirche. Die schöne, aber schlichte Anlage, das weiße Deckengewölbe und die rosafarbenen Steinsäulen erwecken einen Eindruck der Erhabenheit. Der Erhabenheit, nicht der Arroganz. Sankt Agnes ist von einer einnehmenden, sehr menschlichen Großartigkeit.

Das Innere der Kirche ist weitgehend schmucklos, mit einem Minimum von religiöser Symbolik und Prunk. Und es strahlt Wärme aus. Eine Wärme, die man spüren kann. Eine Wärme, die dem Geist erlaubt, zu schweben, sich zu erheben, zu fragen und sich herausfordern zu lassen. Ein Zustand, der dem Verliebtsein verblüffend ähnelt. Berausendem Verliebtsein. Und ich war verliebt.

Dennoch war diese Liebesheirat nicht unproblematisch. Ich bin keine Katholikin. Ich bin Jüdin. Und es kommt noch schlimmer: Ich bin Atheistin. Eine jüdische Atheistin. Vielleicht bin ich keine

hundertprozentige, keine kompromisslose Atheistin. Vielleicht bin ich nur zu neunzig Prozent Atheistin. Doch selbst wenn ich nur zu neunzig Prozent Atheistin bin, bleibt es ziemlich problematisch, sich in eine katholische Kirche zu verlieben.

Ich wurde dazu erzogen, nicht an Gott zu glauben. Nicht an Gott zu glauben war eine Art Familienmantra. Ich war das Kind zweier Menschen, die Jahre der Haft in den Ghettos, Arbeitslagern und Todeslagern der Nazis überlebt hatten. Meine Mutter war siebzehn Jahre alt, als sie im Ghetto von Łódź interniert wurde. Sie hatte vier Brüder, drei Schwestern, Mutter, Vater, Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins, Cousinen, Neffen und Nichten. Als alles vorbei war, hatte sie keinen einzigen Verwandten mehr auf der Welt. Alle Mitglieder ihrer Familie waren ermordet worden. Die Eltern meines Vaters, seine Schwester und seine drei Brüder waren ebenfalls ermordet worden.

Nach Kriegsende dauerte es sechs Monate, bis meine Mutter und mein Vater einander wiederfanden. Sie wurden in ein Lager für Displaced Persons in Feldafing geschickt. Ich kam in Deutschland zur Welt, eines der ersten Kinder von Überlebenden des Holocaust.

"Es gibt keinen Gott", sagte meine Mutter in meiner Jugend immer wieder. Ich wuchs in Australien auf, einem Land des blauen Himmels und des Sonnenscheins. Es wirkte nicht wie ein Land, in dem es wichtig war, zu wissen, dass man in einer Welt ohne Gott lebte. "Es gibt keinen Gott", sagte meine Mutter bei den verblüffendsten Anlässen. Und stets aus heiterem Himmel. "Es gibt keinen Gott", sagte sie, wenn sie Geschirr spülte oder die Wäsche aufhängte oder sich für eine Bar Mizwa oder einen Geburtstag schick machte.

Meine Eltern entstammten beide einer religiösen Familie. Nach dem Krieg hatten sie für das Wort Religion nur mehr Spott und Hohn übrig. Mein Vater mit seinen siebenundneunzig Jahren gerät heute noch in Rage über die größtenteils jungen orthodoxen Juden in seiner Gegend in der Lower East Side, die ihn oft fragen, ob sie ihn zur Synagoge begleiten können.

Und er beharrt auf seinem Unglauben an Gott oder ein Jenseits. Eines Morgens wachte ich mit einem besorgniserregenden Gedanken auf: Mein Vater, der sich vor mehr als zehn Jahren, als er nach New York zog, einen Grabplatz in Queens gekauft hatte, könne den Wunsch haben, neben meiner Mutter in Melbourne beerdigt zu werden.

VON Lily Brett

DATUM 31.07.2013 - 19:18 Uhr

QUELLE DIE ZEIT, 25.7.2013 Nr. 31

KÖLN:

Was möglich ist

Seite 2/2:

Ich war verliebt, verliebt in diese Kirche

"Ich will nicht, dass du Tausende von Dollars ausgibst, um mich nach Australien zu fliegen, wenn ich tot bin", sagte er, als ich ihn fragte, ob er neben meiner Mutter beerdigt sein wolle. Er sagte es in dem tadelnden Ton, den er manchmal angeschlagen hatte, als ich ein fünfzehnjähriger Beatnik war.

"Du würdest ja nicht Businessclass fliegen", sagte ich. "So viel würde es nicht kosten."

Das brachte ihn kurzzeitig aus der Fassung. "Wo würde ich in dem Flugzeug fliegen?", fragte er.

"Vermutlich im Frachtraum", sagte ich. Er begann zu lachen und nahm dann seinen Monolog darüber wieder auf, dass man endgültig tot ist, wenn man tot ist. "Mom wird nichts davon wissen, ob ich neben ihr liege oder nicht", sagte er. "Ich glaube nicht an Gott, und das wird sich nicht mehr ändern", fügte er hinzu.

Den Großteil meines Lebens habe ich gläubige Leute beneidet. Als Kind wünschte ich mir, ich wäre Methodistin, weil es bei den kirchlichen Festen der Methodisten warmen Apfelkuchen mit Sahne und Biskuit mit Konfitürefüllung gab. Ich hatte noch nicht viele katholische Kirchen besucht, als ich Sankt Agnes betrat.

Es war keine Liebe auf den ersten Blick. Ich war nicht auf der Stelle überwältigt. Ich war nervös. Ich fühlte mich fehl am Platz. Und unwohl. Es war ein Gefühl wie in meiner Teenagerzeit, als ich an meiner überaus strengen und anspruchsvollen Oberschule ständig auf der Hut davor war, mir versehentlich einen Regelverstoß zuschulden kommen zu lassen.

Ich befand mich in Sankt Agnes, um aus meinem neuesten Roman vorzulesen. Ich hatte nie zuvor in einer Kirche gelesen. Ich wartete in der Sakristei, während das Publikum Platz nahm. Mir war kalt. Es war sonderbar, in einem Raum zu sitzen, in dem sich sonst Priester aufhielten. Es roch männlich in dem Raum. Ich kam mir vor wie ein Eindringling. Oder wie ein Alien.

Einige Minuten später ging ich in das Hauptschiff der Kirche und setzte mich, um vorzulesen. Ich sah mich um. Diese schöne Kirche hatte eine zeitlose, eine luftige und unbeschwerte Atmosphäre. Etwas zutiefst Bewegendes. Ich fühlte mich ruhig. Und willkommen. Ich sah zum Publikum. Reihenweise lächelten die Leute mir zu.

Am Tag darauf ging ich in die Kirche zurück. Und wäre am liebsten dort geblieben. Ich war verliebt, verliebt in diese Kirche. Ich fühlte mich als Teil dieser Kirche. Damit bin ich nicht allein. Sankt Agnes hat eine treue Gemeinde. Im Lauf der letzten zehn Jahre wurden dort Aufführungen zeitgenössischer Musik, Kunstausstellungen und Lesungen organisiert. Vergangenes Jahr kamen mehr als dreihundert Leute, um die Dichterin Ulla Hahn lesen zu hören.

Seit meiner ersten Lesung bin ich oft nach Sankt Agnes zurückgekehrt. Ich habe dort wieder gelesen. Die Kirche hat für ihre Dauerausstellung ein Bild meines Mannes erworben, ein Triptychon mit dem Titel *Passage and Crossings*. Es hängt im Kirchenschiff. Jedes der drei Hochformate bedecken ansteigende rote und schwarze Linien, die nach oben streben, über die Erde hinausweisen, zu einem himmlischen, der Mühsal des Alltags enthobenen Ort.

Lily Brett

kam 1946 in einem Lager für Displaced Persons im bayerischen Feldafing zur Welt. Ihre Eltern, die das Ghetto von Łódź und Auschwitz überlebt hatten, emigrierten 1948 mit ihr nach Australien. Lily Brett begann als Musikjournalistin und interviewte unter anderem The Who, die Rolling Stones und Jimi Hendrix. Ihr Erstling *Einfach so* von 1995 war sofort ein Bestseller. Zuletzt erschien der Sechziger-Jahre-Roman *Lola Bensky*. Brett lebt mit ihrem Mann, dem Maler David Rankin, in New York.

VON Lily Brett

DATUM 31.07.2013 - 19:18 Uhr

QUELLE DIE ZEIT, 25.7.2013 Nr. 31

Meine Beziehung zu Sankt Agnes hat mein Leben verändert. Sie hat meine Sicht auf die Religiosität verändert und mir gezeigt, wie tief wir Menschen miteinander verbunden sein können trotz unterschiedlicher oder gar fehlender religiöser Überzeugungen. Mir ist, als wäre Sankt Agnes meine Kirche. Für mich ist sie meine Kirche. Oder unsere Kirche. Darüber muss mein siebenundneunzigjähriger Vater manchmal lachen. Aber es ist ein fröhliches Lachen. Ich vermute darin die Fröhlichkeit angesichts all dessen, was möglich ist.

Ich bin noch immer in Sankt Agnes verliebt. Und noch immer in meinen Mann.

Aus dem Englischen von Melanie Walz

Diesen Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich unter www.zeit.de/audio